

1872  
klassig  
Wilhelm Arnold

Die Bedeutung

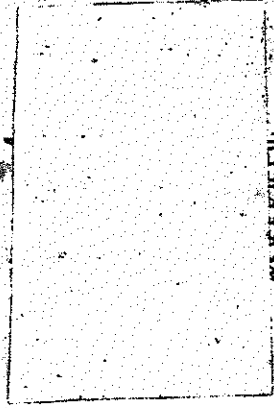
der

kleinen Universiti

Antrittsrede bei Webername des Rectorats

von

Wilhelm Arnold,  
ord. Professor der Rechte.



M. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.

1872.

Marburg.

Dr. G. Gierke'sche Universitäts-Buchdruckerei.

1872.



DfG Schus Stfz Ea 42

Die Zeiten sind vorüber, wo die Universitäten vermöge ihrer corporativen Verfassung auch eine äußere Macht waren, wo der zeitliche Rector demgemäß noch in der That eine Regierungsgewalt hatte. Diese alte Selbständigkeit und Sonderstellung der Universitäten ist dahin geschwunden, sie sind lange nicht mehr, was sie zur Zeit ihrer Gründung, was sie noch vor hundert, ja selbst vor vierzig und fünfzig Jahren waren. Darum passen die alten Insignien ihrer Regierungsgewalt nicht mehr: sie symbolisiren eine Zeit, die längst vergangen ist.

Dennoch ist die Macht der Universitäten deshalb nicht geringer geworden. Nur ist sie keine äußere mehr, sondern eine innere, eine geistige, insofern sie noch immer die Pflanzschulen der Wissenschaft, die Seminare für die höhere geistige Bildung des Volks, die Vertreter der immateriellen Interessen, mit einem Wort die Vertreter des deutschen Idealismus sind. Und als solche ist ihre Macht eher größer geworden als früher. Denn die Wissenschaft ist es gewesen, die in den Jahren 1808—1813 Deutschland hat mit befreien helfen, die Wissenschaft ist es gewesen, die in den Jahren 1815—1870 treulich mitgewirkt hat, Deutschland einig zu machen. Wo anders hätte die nationale Bewegung ihren letzten Ausgangspunct als auf den Universitäten?

Auch unsere alma Philippina hat an diesen Aufgaben lebhaft treulich mitgewirkt. So klein ihre räumlichen Verhältnisse immer geblieben sind, das Maß ihrer Bedeutung läßt sich nicht quantitativ nach der Zahl der Lehrer oder Zuhörer messen, es verlangt eine andere, qualitative Berechnung, eine Berechnung nach der Größe der Leistungen, dem Wert der literarischen Erzeugnisse, der Zahl der nach auswärts berufenen Lehrer, der Bedeutung der Schüler, die hier gebildet sind. Und in diesem Sinne kann Marburg süßen jeden Vergleich mit den größten deutschen Universitäten aufnehmen, in diesem Sinne hat Marburg

51266776

nur zurückgeblieben hinter irgend einer ihrer Schwestern: in diesen Sinn wünsche ich unserer alma mater auch ferner eine geistliche, gegenwärtige Wirksamkeit.

Gestatten Sie mir darum bei dem Antritt meines Rectorats noch einige Worte über die Bedeutung der kleinen Universitäten überhaupt. Was ich sagen werde, gilt allerdings nicht für Marburg allein, aber ich will gern gestehen, daß ich dabei vorzugsweise Marburg als eine der kleinsten unter den kleinen Universitäten im Auge habe, während ich unter den großen vorzugsweise die mit viel reichem Lehrmaterial ausgestatteten und stärker frequentirten Universitäten in den großen Städten verstehe, wie sie erst in diesem Jahrhundert in Aufstiege gekommen sind.

Immer wieder begegnet man Stimmen, die da meinen, die kleinen Universitäten könnten sich unter den veränderten Verhältnissen nicht behaupten und gienge wohl oder übel ihrem Untergang entgegen. Es ist das nicht viel besser, wie wenn man sagen wollte, nur die großen Ströme könnten sich auf die Dauer behaupten, nicht die kleinen. Denn die Nothwendigkeit der kleinen Universitäten neben den großen ruht in der That nicht minder auf einem Naturgesetz wie das Dasein der kleinen Flüsse. Wo anders sollen denn die großen ihre Kräfte ergänzen, wo anders ihr Wachsthum hernennen als von den kleinen? Gelänge es je, dieselben aufzuheben, es würde sicher nicht lange dauern, bis man sie mit großen Kosten und Opfern wiederherstellen müßte. Gewis, diesen Beruf der kleinen Universitäten, Kräfte für die größeren heranzubilden, hat noch Niemand bestritten, und man pflegt ja, wenn auch einseitig und nicht mit Recht, wol gar den Wert derselben überhaupt danach zu bemessen, wieviel Dozenten sie je und je an die größeren abgeben haben.

Und doch wäre es übel bestellt, wenn die kleinen Universitäten nur diesen Beruf hätten, wenn sie nichts weiter als Vorschulen oder Seminare für die größeren wären, aber keine selbständige Bedeutung und allein um der größeren willen ein Recht hätten zu existiren.

Gläücklicher Weise verhält sich die Sache anders. Nur in der räumlichen Körperwelt gibt es ein Gesetz, daß mit der Größe der Körper auch die Kraft derselben wächst, das geistige Leben ist von solchen räumlichen Verhältnissen unabhängig, ja nicht selten entwickelt sich gerade auf kleinstem Punkt die größte geistige Kraft. Und bei

allen menschlichen Anstalten hat selbst die räumliche Ausdehnung ihre sehr gemessenen Schranken. Gewis kann eine große Maschine mehr leisten als zwei kleine von gleicher Kraft, eine große Fabrik vielmehr mehr als zwei kleine, aber es gibt bei aller Accumulationskraft des Capitals eine Gränze, die nicht überschritten werden kann, da nämlich wo die Maschine nicht mehr bequem von Einer Hand geleitet werden kann, oder wo die Größe des Unternehmens aufhört, eine einheitliche Uebersicht zu gestatten.

Noch viel ungünstiger gestaltet sich das Verhältniß bei Universitäten. Eine Universität ist keine Fabrik, bei der es lediglich auf die größte Capitalwirkung ankommt. Allerdings wird eine große Universität mit ihren reicheren Apparaten und Lehrmitteln mehr leisten wie eine kleine, ob aber auch relativ mehr, wer möchte es entscheiden? Wenigstens ist es von jeher viel mehr die geistige Anziehungskraft bedeutender Lehrer als die Größe der Bibliotheken und Institute gewesen, was eine Universität in Blüte gebracht hat.

Es gibt aber einen Punkt, wo unter sonst gleichen Verhältnissen zwei, drei kleine Universitäten nothwendig mehr leisten wie eine große. Wenn ich die Wahl hätte, für 300000 entweder Eine große Klinik, Ein chemisches Laboratorium, Eine Sternwarte u. s. f., oder je für 100000 drei kleinere an verschiedenen Orten zu bauen, ich würde allemal unbedingt das Letztere tun, aus dem einfachen Grund, weil bei gleich tüchtigen Lehrkräften 300 Hospitanten entschieden mehr lernen, wenn sie sich auf drei verschiedene Orte verteilen, wie wenn sie in Einer einzigen Klinik oder Einem Laboratorium zusammen gedrängt sind.

Schon die Zahl von hundert Teilnehmern ist für eine medicinische Klinik oder ein naturwissenschaftliches Institut eine sehr große. Der Professor wird sich genötigt sehen, die Anfänger seinen Assistenten zu überlassen, er wird sich nur mit den Befähigten abgeben oder gar nur mit denen, denen es zufällig geglückt ist, in seine Nähe zu gelangen. Mit einem Wort, der Vortheil der unmittelbaren persönlichen Leitung des Directors geht verloren.

Und hier ist gerade der Punkt, wo die kleinen Universitäten bei einiger Sorgfalt und Pflege von Seiten des Staats auf die Dauer mit den großen und größten zu concurriren vermögen, eben in den Kliniken und Instituten, wo Alles auf die unmittelbare Verührung

zwischen Lehrer und Schüler, auf die Aufsicht und Leitung der eignen praktischen Arbeiten der Schüler ankommt. Was hat denn ein Mediziner von einer pathologischen Klinik, wenn er im Semester vielleicht kaum zwei oder dreimal in die Nähe eines Kranken kommt, für die übrigen Fälle aber sich mit dem Opernglas begnügen muß, um nur den Kranken genau zu sehen? Was hat ein angehende Chemiker von seinem Labortren, wenn er das erste Semester den Professor vielleicht gar nicht sieht, sondern lediglich auf den einen oder andern Assistenten angewiesen ist?

Freilich wird ein Director von eminenten Kraft und Begabung diese Schwierigkeiten zu überwinden wissen. Aber was der Anfänger auf einer großen Universität, in einem großen Institut lernt, das lernt er nicht, weil das Institut ein großes, sondern trotzdem daß es ein solches ist. Möchten es die Regierungen doch einsehen, daß die Capitale bei gleichmäßiger Verteilung einen besseren Zins tragen, wie wenn man sie in einseitiger Weise nur den großen Universitäten zukommen, die kleinen aber darben läßt.

Vergleichen wir die colossalen Summen, die neuerdings auf Universitäten wie Bonn, Berlin und Leipzig verwandt sind, mit dem Minimum von staatlicher Subvention, was kleinen Universitäten und zumal unserer alma mater zu Teil geworden ist, so werden wir sagen müssen, es ist doch aller Ehren wert, daß sie nicht müde geworden sind, mit den großen zu wetteifern, es ist doch aller Ehren wert, was sie trotz der Ungunst der Verhältnisse geleistet haben, es ist doch aller Ehren wert, daß ihre Docenten nicht längst alle Geduld und Lust verloren haben. Und wäre es möglich, etwa von Generation zu Generation, die Wirksamkeit der kleinen Institute mit der der großen zu vergleichen, ich fürchte das Resultat würde sehr zu Ungunsten der letztern ausfallen.

Was aber für die Medicin und die Naturwissenschaften das Institut, das ist für die historischen Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz und Philosophie, der unmittelbare persönliche Verkehr zwischen Docenten und Studirenden. Auch hier haben die kleinen Universitäten vor den großen Vorteile voraus, die diese durch nichts zu ersetzen wissen.

Was der Student in den Vorlesungen lernt, ist bekanntlich das Wichtigste. Sie sind überhaupt viel weniger dazu da, dem Zuhörer

ein bestimmtes Maß von Wissen zu überliefern, als ihn in den Stand zu setzen, selbst lernen zu können. Andern Falls wären die ausführlichsten Vorlesungen die besten, während die Fülle des Stoffs nur zu oft erdrückend und geisttödtend wirkt. Aber auch die anregenden, belebenden Vorlesungen können bei Weitem nicht Alles leisten, was die Universität dem Lernenden leisten soll. Es wird nie möglich sein, in einem großen Colleg auf die individuellen Bedürfnisse der Zuhörer Rücksicht zu nehmen: den Begabten wird der Docent regelmäßig zu langsam, den minder Begabten zu schnell fortzuschreiten. In einem kleinen Colleg, zumal wenn der Docent seine Zuhörer bereits kennt, geht das schon besser. Die Hauptsache ist aber die, daß der Docent auch außer den Vorlesungen in persönlicher Berührung mit seinen Zuhörern bleibt, sei es durch geselligen Verkehr, sei es in Examinatorien, Seminaren oder sonstigen praktischen Uebungen, die ihrer Natur nach stets auf kleinere Kreise sich beschränken müssen.

Man hat wol gesagt, der Professor habe es nur mit dem Object oder der Wissenschaft, nicht wie der Lehrer zugleich mit der Auffassung und den Fortschritten der Schüler zu tun. Indes ist das cum grano salis zu verstehen. Denn es ist jedenfalls ein unendlicher Vorteil für die Studirenden, wenn sie in ihrem Docenten nicht bloß eine kalte wissenschaftliche Größe, sondern zugleich einen persönlichen Ratgeber und Freund haben, der mit einem einzigen Wort außer dem Colleg leicht eine ganze Reihe von Schwierigkeiten beseitigt.

Selbstverständlich ist dieser Verkehr, wie er als Ideal von jedem Docenten angestrebt werden muß, in vollem Umfang nur auf kleinen Universitäten möglich. Auf großen werden es immer bloß Einzelne sein, die den Lehrern nahe treten und auf Grund besonderer Empfehlungen oder in Folge eigner Tüchtigkeit die Schranken durchbrechen, die naturgemäß Studenten und Professoren von einander scheiden. Das Beste, was große Universitäten hierin tun können, beschränkt sich darauf, daß sie die Einrichtungen der kleinen nachbilden und neuen persönlichen Verkehr wenigstens für die, welche ihn wünschen, herzustellen suchen. Immer aber wird eine zahlreiche Zuhörerschaft oder die Größe der Universität besondere Schwierigkeiten bieten, wie sie auf einer kleinen gar nicht bestehen. Wenn trotzdem hervorragende Männer es verstanden haben, auch auf großen Universitäten persönlich anregend und

belebend zu wirken, so beweist das nur, daß das Genie überall die Schranken durchbricht, die sich ihm in den Weg stellen. Sie hätten es ebenso gut oder besser auf kleinen gesonnt.

Überdies läßt sich nicht läugnen, daß die Universitäten sich gerade jetzt vielfach in einem Zustand der Krise, einem Ubergangsstadium befinden, dessen Nachteile vorzugsweise die Kleinen zu tragen haben. Aus politischen Gründen hat man zuerst in diesem Jahrhundert angefangen, in Residenzstädten wie München oder Berlin mit gewaltigen Mitteln Universitäten zu gründen, die den Nachkriegszeitraum der ältern kleinen Universitäten notwendig beengen und schmälern mußten.

Dann ist das Meiste ein ganz anderes geworden wie früher. Wenn ehemals vielleicht die Studienkosten eines halben Semesters darauf giengen, um die Reise auf eine entfernte große Universität zu bestreiten, so ist es jetzt in den meisten Fällen völlig einerlei, ob der Student ein Billet nach Marburg oder Göttingen, oder nach Berlin oder Leipzig nimmt. Ist er aber erst an seinem Bestimmungsort, so kann er bei bescheidener Einrichtung in einer großen Stadt bekanntlich eben so wohlfeil leben wie in einer kleinen.

Dazu kommt, daß die geschnittenen Berufswege, die ehemals vorzugsweise den kleinen Universitäten ihr Contingent stellten, jetzt bei Weitem nicht mehr so stark gesucht werden wie früher. Ich brauche Theologie, Jurisprudenz und selbst Philologie nur zu nennen, um daran zu erinnern, welcher Umschwung auf diesen Gebieten im Vergleich zu den dreißiger Jahren eingetreten ist. Aber daß sich das wieder ändern wird, ist un schwer vorauszu sehen. Denn entbehrt können diese Fächer doch nicht werden, und so ungünstig im Augenblick Theologie und Jurisprudenz den technischen Berufsweigen gegenüber gestellt sind, es wird eine Zeit kommen, wo auch das sich auf die eine oder andere Art ausgleicht.

Und auch, ich möchte sagen, die Mobecktheit der studierenden Jugend, vorzugsweise in die großen Städte und auf die großen Universitäten zu gehen, wird überwunden werden. Warum eigentlich dies Rennen und Jagen nach den großen Städten? Um mehr zu lernen als in den Kleinen? Schwierlich. Um neben den Fachstudien zugleich die großstädtischen Bildungsmittel in Kunst, Theater, Musik zu benutzen? Wol nur in den seltensten Fällen. Meist wird es, um

einen starken Ausbruch zu brauchen, nichts weiter als unbewusste Neugier sein, was den Abiturienten nachdem er die Schule verlassen sofort in die Großstadt treibt. Und nun ist es einmal Mode geworden, gleich als Philister seine Studien in einer großen Stadt zu beginnen und sie als Philister zu beschließen, um darüber die ganze köstliche Studentenpoesie, wie sie nur auf kleinen Universitäten gedeihen kann, preis zu geben!

Alle diese Schwierigkeiten aber, mit denen im Augenblick die kleinen Universitäten zu kämpfen haben und die sie bis jetzt ohne alle äußere Hülfe überwinden müssen, sollen dem Staat nicht die Frage nahe legen, ob etwa eine Aufhebung derselben zeitgemäß wäre, sondern sie sollen ihn umgekehrt auf das Dringendste auffordern, Alles zu tun was in seinen Kräften steht, um sie zu unterstützen und als lebendigen Schatz der Nation zu erhalten. Es sind kleine, nicht lebensfähige Universitäten in früherer Zeit gewuz aufgehoben worden, die noch bestehenden aber haben vor der Hand ebenso viel Lebensfähigkeit wie die großen, wenn auch nur diese die Schöpfkinder der Regierung sind. Es muß erst noch abgewartet werden, ob die Letztern in zwei- oder dreihundert Jahren soviel für die Blüte deutscher Wissenschaft tun können, als Wittenberg und Jena, Tübingen, Heidelberg, Göttingen und Marburg bereits getan haben.

Indes nicht das Studium allein ist es, was auf kleinen Universitäten ebenso gut oder besser gelehrt wie auf großen. Es kommen noch einige andere Umstände in Betracht, die ebenfalls zu Gunsten der kleinen sprechen. Vor Allem meine ich, daß die rechte akademische Freiheit, wie sie ebenso für die Wissenschaft als für das studentische Leben wünschenswert ist, doch nur auf einer kleinen Universität möglich sei.

Ich verstehe darunter nicht politische Freiheit, denn diese ist, Dank unserer jüngsten Entwicklung, jetzt nirgends mehr beschränkt, ja sie ist in mancher Hinsicht vielleicht größer als notwendig wäre. Ich verstehe darunter negativ ausgedrückt jene Freiheit von allen äußern Einflüssen, ohne die weder das Studium noch das studentische Leben sich recht entwickeln kann.

Warum sind denn Universitäten wie Tübingen, Heidelberg, Freiburg, Jena, Marburg und selbst Göttingen in halb ländlicher Stille, dafür aber in desto schönerer Lage und Umgebung gegründet? Doch



wol, weil in der Stille und Zurückgezogenheit sich besser studiren läßt, als im Staub und Rosten dampf, im Gewühl und Geräusch großer Städte. Und weil bei aufrengender geistiger Arbeit eben die frische und Schönheit der Natur das beste Erholungsmittel ist. Was ist das doch für eine flüchtige, qualmige, rüchelnd durchpustete, unerträglich heiße und geräuschvolle Atmosphäre im Sommer in den großen Städten, im Vergleich zu der stillen Waldherrlichkeit der Umgebungen von Freiburg, Heidelberg oder Marburg!

Kommen nun für den Dozenten, wie es nicht selten ist, in der großen Stadt noch Nebenämter hinzu, so wird es ihm bei dem besten Willen nicht möglich, mit derselben Kraft und Mäßigkeit der Wissenschaft und dem Lebramt obzuliegen wie auf einer kleinen Universität. Es ist ja bekannt genug, wie gerade die Hauptleistungen bedeutender Männer oft einer früheren Zeit angehören, die sie auf kleinen Universitäten zugebracht haben. Ist einmal die Höhe des Lebens überschritten, so werden sie nur in den seltensten Fällen in einer großen Stadt noch heimisch werden. Sie folgen einer Vernunft eigentlich nur, um zweimal im Jahre wo möglich auf längere Zeit die Stadt wieder zu verlassen und die Stille des Landlebens aufzusuchen, mit einem Wort, um auf ihren Lorbeeren auszuruhen und sich schließlich in der großen Stadt begraben zu lassen.

Und so kann auch das rechte Studentenleben im Grunde nur auf einer kleinen Universität geblühen. Man sage nicht, die Zeit für dasselbe sei vorüber. Im Gegenteil, sie verlangt um so notwendiger danach, je mehr sie im Uebrigen alles Eigenartige und Individuelle zu verwischen und auszugleichen broht. Nur die Formen des Studentenlebens ändern sich, die Sache selbst wird immer bleiben, so lange es überhaupt deutsche Universitäten gibt. Es ist ein Stück Idealismus, was uns darin erhalten ist, und an diesem Idealismus hängt mehr als Biele glauben.

Denn je dürftiger die spätere Lebensstellung unserer Beamten, Pfrarrer und Lehrer im Vergleich zu den kaufmännischen, industriellen und technischen Erwerbszweigen ist, um so mehr tut die Erinnerung not, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt, und daß es noch etwas Höheres gibt, als Speculationen und Actien, Eisenbahnen und Fabriken. Und dies Bemühtsein wird gerade durch das freie, farbige

und poetische Studentenleben, wie es nur auf kleinen Universitäten möglich ist, lebendig erhalten.

Es mag ein Traum sein, der rasch vorüber geht, aber es ist doch ein Traum, der noch auf eine lange Zeit trocknen Berufslebens seinen goldenen Glanz wirft und selbst dem Alter die liebsten Erinnerungen bietet, gerade so wie ein glücklicher Brautstand mit seinem rosigen Schimmer die spätere Prosa der Ehe mit ihren Sorgen und Mühen verklärt.

Gewiß jeder Stand hat sein Recht, und die Zeiten sind längst vorüber, wo die gelehrten Stände auf die nicht gelehrten vornehm herabschauen konnten. Die Scheidung zwischen beiden hat überhaupt aufgehört oder wenigstens ihre frühere Schärfe verloren, seitdem die Realfächer den humanistischen Studien fast ebenbürtig zur Seite getreten sind und der höhere Bürgerstand oft eine Bildung erlangt, die der akademischen vollkommen gleich steht. Wir wissen längst, daß kein Stand vom andern lebt, daß sie alle gleich notwendig und gleich productiv sind, und daß jeder nur um der andern willen da ist.

Eben deshalb aber wollen wir auch für uns das sum cuius festhalten und der studiirenden Jugend ihr Recht widerfahren lassen. Eben deshalb wollen wir das Gefühl geistiger Freiheit, was die Universitätsjahre erwecken und dem spätern praktischen Berufsleben mittheilen sollen, und was sich ganz und voll nur im Studentenleben kleiner Universitätsstädte entwickeln kann, nicht um eines eiteln Trugbildes willen opfern.

Ich fürchte sehr, daß jene vielgerühmte Teilnahme an den Bildungs- und Genusmitteln, den Vergnügungen und Zerstreuungen der Großstadt ein höchstbedenklicher Ersatz dafür ist. Es mag immerhin Geber, wie es früher geschah, zwei oder drei Semester auf einer größeren Universität, meinetwegen auch in einer großen Stadt zubringen, die gesammte Studienzeite aber, wie es mehr und mehr Sitte wird, dort zu absolviren, halte ich für nachtheilig und verderblich. Die rechte Freiheit der Studien und die rechte Freiheit des akademischen Lebens blüht nur auf kleinen Universitäten. So wenig ein flottes Burschenleben je seine nächste Aufgabe aus den Augen verlieren soll, so wenig soll der Student vor der Zeit ein Philister werden. Denn ich wiederhole es, er wird damit auch allem Idealismus ablagen und sich niemals zu

einer höhern Auffassung seines künftigen Berufs erheben. Der Most, der nicht gährt und schäumt, gibt einen schalen, schlechten Wein.

Es ist endlich noch ein Drittes, was den kleinen Universitäten den großen gegenüber einschreiben das Wort rehet: daß auch die Bildung des Charakters, wie sie gerade während der Studienzeit eintritt, vorzugsweise durch sie und nicht durch die großen Städte begünstigt wird.

Der Dichter sagt freilich: es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt. Aber die Welt, in welcher der Studierende seinen Charakter ausbilden soll, ist nicht die große Stadt, sondern der Mikrokosmos seiner Universtität. In großen Städten lebt der Einzelne wie er will, ja er wird, so sonderbar es klingen mag, in der Regel viel verlässener und einsamer sein als in einer kleinen. Niemand bekümmert sich um ihn, selbst die Studenten nicht, wenn es nicht zufällig Landsleute sind. So kann der Studirende dort wenn er will sich vollständig abschließen, ohne daß er mit seinen Kommilitonen etwa anders als in den Vorlesungen in Berührung kommt.

Auf kleinen Universtitäten ist das nur in sehr beschränkter Weise möglich. Der Student ist hier notwendig auf seines Gleichen angewiesen, er muß mit seinen Genossen verkehren, weil er keinen andern Umgang, keinen andern Verkehr hat. Darum muß er auch lernen, auf Andere Rücksicht nehmen, er muß sich ihnen unterordnen, er muß seine Gärten und Härten abschleifen, mit einem Wort sich bilden, wenn er nicht lächerlich werden will. Für diese Geden und Härten, Vorheiten und Schwächen hat aber die studierende Jugend noch den hellen, scharfen Blick der Kindheit. Es wird Keinem so leicht ein Fehler oder Mangel nachgesehen ohne ein Wort des Spottes, einen Epitheton oder dergl.

Dazu kommt nun in der Regel noch die Zucht des Verbindungslebens. Auch dieses blüht wie bekannt nur auf den Universtitäten kleiner Städte, während es in großen niemals recht hat gedeihen können. Es ist das wieder ein Vorwurf, der sich gegen die letztern richtet. Denn wenn ein Element, was zur Entwicklung der studierenden Jugend notwendig ist, dort keine Wurzel fassen kann, so beweist das, daß dort auch kein normaler Boden für eine Universtität ist.

Die Vorteile aber, die ein gesundes Verbindungsleben allen die daran Theil nehmen darbietet, sind nicht gering anzuschlagen: wir unterschätzen sie vielleicht, weil wir geneigt sind, das Gute einer Einrichtung als selbstverständlich hinzunehmen und nur Augen für ihre möglichen Gefahren und Nachtheile zu haben.

Vor allem gewährt die Verbindung dem jugendlichen Gemüt diejenige Nahrung, deren es neben den Studien bedarf und an die es von Hause gewöhnt ist. Nicht bloß der Geist, auch das Gemüt verlangt Entwicklung, zumal in jungen Jahren, wo die Herzen glücklicher Weise noch empfänglicher sind für alles Edle und Schöne, für alles Gute und Große, wo es kaum eine andere Freundschaft gibt, als eine reine und uneigennütige. So ersetzt die Verbindung dem Studirenden, der aus dem elterlichen Haus ausscheidet, vielfach die Familie. Freilich ist sie nur ein Surrogat dafür, aber doch immer ein Ersatz, und je mehr und vollständiger sie das ist, um so besser erfüllt sie ihren Zweck.

Noch nach einer andern Seite tritt die Verbindung an die Stelle der Familie, insofern sie zugleich die Disziplin über ihre Mitglieder ist. Und gerade je freier das Studentenleben ist und sein soll, um so nöthiger ist diese Disziplin. Darum ist es ein unschätzbarer Gewinn, daß der Einzelne bei aller Freiheit, die er genießt, zugleich gehorchen lernt. Denn jede wahre Freiheit besteht nur in der Anerkennung ihrer Schranken. Was die akademischen Gesetze oder gar äußere Zwangsmittel vermögen, kann hiergegen kaum in Betracht kommen. Sie leisten nicht mehr wie das Strafrecht überhaupt, denn sie treten immer erst ein, wenn die Rechtsordnung bereits überschritten ist, während es uns gerade um einen innern, freiwilligen Zwang, um eine fortlaufende Zucht des Gehorsams, mit einem Wort um Erziehung zu thun ist.

Woloverstanden, ich rede nicht von einem eintarteten Verbindungsweisen, sondern von der Verbindung, wie sie ihren nächsten Zwecken nach sein soll; nicht von bestimten Tendenzern, die damit verbunden werden, sondern von den Verbindungen jeder Farbe und Richtung.

Es gibt keine menschliche Einrichtung, die nicht des Mißbrauchs fähig wäre, die neben großen Vorzügen nicht zugleich Gefahren und Nachtheile hätte. Aber so wenig man irgend ein anderes nützliches



Ding um seines möglichen Mißbrauchs willen verwerfen wird, so wenig wird man über das Verbindungs- und Vereinigswesen den Stab brechen, weil es für excentrische Naturen leicht gefährlich wird. Auch die Weser können dazu gebraucht werden, daß man sich mit ihnen den Hals abschneidet, und doch denkt Niemand daran, sie abzuschaffen.

Ebenso ändern sich die Formen des Verbindungswesens. Vergleichen wir die alten Orden, wie sie zu Zeiten unserer Großväter bestanden, mit dem heutigen Verbindungswesen, so stellen wir eben damit zwei Kulturstübe aus dem 18. und aus dem 19. Jahrhundert einander gegenüber. Denn das gesamte Leben der Zeit spiegelt sich in ihnen ab. Fast jede kirchliche und politische Richtung ist in unsern heutigen Verbindungen vertreten, ich möchte fast sagen, mehr als wünschenswert oder notwendig ist. Denn ob es bereits die Aufgabe der studirenden Jugend ist, sich einer bestimmten kirchlichen oder politischen Partei anzuschließen, darüber kann mindestens gestritten werden. Daß aber eine solche Verbindung schon in dem akademischen Verbindungs- und Vereinigswesen möglich ist, beweist doch wieder für die Freiheit und Vielseitigkeit desselben.

Ebenso wenig will ich denen, die keiner Verbindung, keinem studentischen Verein beitreten, mit dem Gesagten einen Vorwurf machen. Alle die Umstände, die neuerdings die Frequenz der großen Universitäten auf Kosten der kleinen gesteigert haben, sind zugleich die Veranlassung, daß das Verbindungswesen nicht mehr so blüht wie ehemals. Wer zwei, drei Jahre auf einer fremden Universität studirt hat, und dann die einheitliche nur besucht, um sein Examen zu machen, der wird kaum Zeit und Lust haben, sich für den Rest seiner Studienzzeit noch einer Verbindung anzuschließen. Sie ist ihrer Natur nach mehr für den Anfang, als das Ende der Universitätsjahre bestimmt.

Außerdem wird es immer freie und selbständige Naturen geben, die jeder Art von Zwang widerstreben, denen das Verbindungsleben nicht zusagt und die seiner nicht bedürfen. Solche Ausnahmen aber heben die Regel nicht auf. Im Ganzen und Großen wird es dabei bleiben, daß die Verbindung, sei es mehr im Geist corporativer Mitsprache, sei es in freierer Form, ein notwendiges Correlat der studentischen Freiheit ist. So lange es deutsche Universitäten gibt, so lange wird es darum in der einen oder anderen Form auch Verbindungen

geben, und für diese ist die eigentliche Heimat nicht die große, sondern die kleine Universität. Wünschen wir nur, daß sie zu allen Zeiten auch das leisten, was sie leisten sollen, und nicht hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben.

Alles zusammen genommen werden die kleinen Universitäten, so lange unsere Verhältnisse gesunde bleiben, nicht entbehrt werden können. Sie sind so gut wie die großen die Träger der geistigen Blüte unseres Volks, die Träger unseres Universalismus, Idealismus und Particularismus. Denn auch der Particularismus hat sein Recht — ich meine nicht jenen engherzigen, dem über der engern Heimat das Vaterland abhandeln kommt, sondern gerade den, der die lebendige Quelle und Wurzel der Liebe zu ihm ist und ohne welchen unsere Bildung niemals eine so tiefe und allgemeine geworden wäre.